

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

61 Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

XV.

Unglücklicherweise war ich nicht krank. Am anderen Morgen mußte ich den Krankenfaal wieder verlassen. Die Zelle nahm mich wieder auf.

Nicht krank! In der That, ich bin jung, gesund und stark. Das Blut stockt noch nicht in meinen Adern, alle meine Glieder gehorchen meinen Launen, ich bin kräftig an Körper und Geist, für ein langes Leben wohl ausgerüstet; ja, all das ist wahr, und dennoch habe ich eine Krankheit, die mir Menschenhand verursacht hat.

Seitdem ich aus dem Krankenfaal heraus bin, ist mir eine peinigende Idee gekommen, eine Idee, die mich verrückt machen könnte. Ich hätte vielleicht entfliehen können, wenn man mich dort gelassen hätte. Die Ärzte, die barmherzigen Schwestern, schienen Interesse an mir zu nehmen. So jung sterben und einen solchen Tod: Man hätte glauben können, daß sie mich beklagten, so sehr waren sie um mein Bett geschäftig thätig. Pah! Neugier! Und dann die Leute, die heilen, heilen Euch wohl von einem Fieber, aber nicht von einem Todesurtheil. Und dennoch würde ihnen dies so leicht sein! Sie brauchten nur eine Thür aufzuffen! Was würde ihnen das ausmachen?

Jetzt giebt es keine Möglichkeit mehr! Meine Revision wird zurückgewiesen werden, weil alles in Ordnung ist; die Zeugen haben richtig ausgesagt, die Vertheidiger gehörig vertheidigt, die Richter ordentlich gerichtet. Ich zähle nicht mehr darauf, wenn nicht — Mein, Thorheit! Keine Hoffnung mehr! Die Revision ist ein Strich, der euch über den Abgrund hält, und den man jeden Augenblick knarren hört, bis er reißt. Es ist, als ob man den Kopf sechs Wochen lang unter der Guillotine zu liegen hat.

Wenn ich begnadigt würde? Begnadigt! Und durch wen? und warum? und wie? Es ist unmöglich, daß man mich begnadigt! Es muß ein Exempel statuirt werden, wie sie sagen.

Ich habe nur noch drei Schritte zu machen: Bicêtre, die Concièrgerie und den Grèveplatz.

XVI.

Während der wenigen Stunden, die ich im Krankenhaus zugebracht, habe ich mich an mein Fenster ins Sonnenlicht gesetzt, d. h. ich habe vom Sonnenlicht das bekommen, was durch das Gitter spärlich hindurchdrang.

Ich saß dort, das müde Haupt in beide Hände vergraben, die es kaum stützen konnten. Meine Ellbogen auf die Kniee, die Füße auf dem Querholz zwischen den Stuhlbeinen; denn die Mattigkeit ist so groß, daß ich ganz zusammengefallen bin, als ob ich nicht mehr Knochen in den Gliedern noch Muskeln im Fleisch habe.

Der erstickende Dunst des Gefängnisses belästigte mich mehr als je. Noch hallte in meinen Ohren der Lärm der Ketten der Wagnostrißlinge. Ich empfand einen großen Ekel vor Bicêtre. Meiner Meinung nach hätte Gott etwas Mitleid mit mir haben und mir zum mindesten einen kleinen Vogel senden können, der dort, mir gegenüber, auf dem Dachfirst singen könnte.

Aber fast im selben Augenblick vernahm ich unter meinem Fenster eine Stimme, nicht die eines Vogels, aber was mir noch lieber war, die reine, frische, weiche Stimme eines jungen Mädchens von fünfzehn Jahren. Ich erhob den Kopf, ich lauschte begierig dem Viede, das sie anstimmte. Es war eine langsame und schmachttende Weise, ein trauriges und Klagendes Gurren.

Der halb offene, halb verborgene Sinn dieses Klage- liedes, der Kampf des Räubers mit der Wache, der Dieb, der ihm begebenet und den er zu seiner Frau schickt mit der fürchterlichen Botschaft: Ich habe einen Menschen getödtet und bin verhaftet; die Frau, die nach Versailles mit einer Witt- schrift eilt, und die Majestät, die in Zorn geräth und dem Verbrecher mit dem Lanze in der Luft droht; und das alles

nach der süßesten Melodie gesungen und mit der lieblichsten Stimme, die jemals mein Ohr vernommen!... Ich war wie gelähmt.

Es war widerlich, daß dieser gräßliche Text von jugend- lichen, keuschen Lippen gesungen wurde. Man hätte ihn mit dem Schleim einer Schnecke auf einer Rose vergleichen können.

Ich kann nicht wiedergeben, was ich empfand: ich war zugleich verletzt und angenehm berührt. Der Jargon der Verbrecherhöhlen und des Bagnos, diese ekle und wahrhaft blutbefleckte Sprache, von der Stimme eines jungen Mädchens wiedergegeben, die so lieblich von der Kinderstimme zur Frauen- stimme übergeht. All diese häßlichen und unförmigen Worte graziös gesungen und getrillert!

Ah, ein Gefängniß ist doch etwas Abseuliches! Ein giftiger Krankheitsstoff ruht dort, der alles befeckt. Alles wird darin besudelt, selbst der Gesang eines Mädchens von fünfzehn Jahren! Ihr findet dort einen Vogel, und er hat Roth auf dem Flügel; ihr pflückt dort eine Blume, ihr riecht daran — sie stinkt.

XVII.

O, wenn ich fliehen könnte, wie wollte ich durch die Felder laufen!

Nein, laufen dürfte ich nicht! Das würde man bemerken und Verdacht schöpfen. Im Gegentheil, langsam gehen, den Kopf hoch und singen. Versuchen, einen alten, blau-roth gestreiften Stittel zu bekommen. Das würde gut verkleiden. Alle Gemüsegärtner der Umgegend tragen einen solchen.

Ich weiß, bei Arcueil ein Dickicht bei einem Sumpfe, wohnt ich alle Donnerstage mit meinen Freunden ging, als ich noch auf der Schule war, um Frösche zu fangen. Dort würde ich mich bis zum Abend verbergen.

Wenn die Nacht hereinbricht, würde ich meinen Weg fort- setzen. Nach Vincennes zu. Nein — der Fluß würde mich daran verhindern. Ich würde nach Arpajon gehen. — Noch besser, den Weg auf St. Germain zu einzuschlagen und nach Havre zu gehen. Von dort könnte ich mich nach England einschiffen. — Ich komme in Longjumeau an. Ein Gendarm geht vorüber, er fragt nach meinem Paß... Ich bin ver- loren!

Ah! Unglücklicher Träumer! Durchbrich doch zuerst die feste Mauer von drei Fuß Dicke, die dich umschließt!... Der Tod steht vor mir!

Wenn ich noch daran denke, wie ich als kleiner Junge hierher nach Bicêtre kam, um den großen Brunnen und die Tollhäusler zu sehen!

XVIII.

Während ich alles das niederschreibe, wird das Lampen- licht ganz sahl; der Tag ist angebrochen, die Uhr der Kapelle hat sechs geschlagen.

Was soll das heißen? Der wachhabende Schließer ist soeben in meine Zelle eingetreten, er hat seine Mühe ab- genommen, mich gegrüßt, sich entschuldigt, daß er mich stört und mich mit möglichst sanfter Stimme, soweit er es konnte, gefragt: was ich zum Frühstück wünsche?...

Ein Schauder hat mich ergriffen. — Also heute soll es schon sein?

XIX.

Ja heute!

Der Gefängnißdirektor hat in höchst eigener Person mir einen Besuch gemacht. Er hat mich gefragt, womit er mir etwas Angenehmes oder Nützliches erweisen könne; er hat die Hoffnung ausgesprochen, daß ich nicht nöthig gehabt habe, mich über ihn oder einen seiner Untergebenen zu beklagen; er hat sich mit Theilnahme nach meiner Gesundheit erkundigt und wie ich die Nacht zugebracht hätte; und als er mich ver- ließ, hat er mich „Herr“ titulirt.

Heute also!

XX.

Der Direktor glaubt nicht, daß ich mich über ihn und seine Untergebenen zu beklagen habe. Er hat recht. Das würde häßlich von mir sein, wenn ich mich beklagen wollte; sie haben ihres Amtes gewaltet, sie haben mich gut bewacht; und dann sind sie von Anfang bis zuletzt höflich gewesen. Muß ich nicht zufrieden sein?

Dieser Mann mit seinem wohlwollenden Lächeln, seinen lebenswürdigen Worten, seinen höflichen und lauernden Blicken, seinen großen und breiten Händen — das ist das Fleisch und Blut gewordene Gefängnis, das ist das menschengewordene Diczte. Alles um mich herum ist Gefängnis; ich finde das Gefängnis in allen Gestalten wieder, in den Menschen wie in den Sittern und Niegeln. Diese Mauer ist ein Gefängnis aus Stein; diese Thür ein Gefängnis aus Holz; dieser Schließer ein Gefängnis aus Fleisch und Knochen. Das Gefängnis ist ein schreckliches Wesen, vollständig unheilbar, halb Haus, halb Mensch. Ich bin seine Beute, es umschlingt mich, es hegt und pflegt mich. Es umspannt mich mit seinen Granitmauern, schließt mich mit eisernen Niegeln ein und bewacht mich mit den Augen des Kerkermeisters.

Ach, ich Armerster! Was wird aus mir werden! Was werden sie mit mir machen?

XXI.

Ich bin jetzt ruhig. Alles ist vorüber, alles! Es ist ganz gut abgelaufen. Ich bin aus dieser schrecklichen Angst heraus, in die mich der Besuch des Direktors versetzt hatte. Denn ich gesteh' es, ich hoffte noch. — Jetzt hoff' ich nicht mehr.

So hat es sich zugetragen:
Im Augenblick, als es halb Sieben schlug, — nein dreiviertel auf Sieben — öffnete sich die Thür meiner Zelle von Neuem. Ein Greis mit weißen Haaren, bekleidet mit braunem Ueberrock, ist eingetreten. Er schlug seinen Ueberrock auseinander. Ich sah seine Soutane und Bäffchen. Es war ein Priester.

Aber nicht der Gefängnisprediger. Das war von übler Vorbedeutung.

Er setzte sich mir gegenüber mit einem wohlwollenden Lächeln, schüttelte den Kopf und richtete die Augen gen Himmel, d. h. zur Decke der Zelle. Ich verstand ihn.

„Mein Sohn,“ sprach er zu mir, „bist Du vorbereitet?“
Ich antwortete mit schwacher Stimme:

„Ich bin nicht vorbereitet, aber ich bin bereit.“
Mir wurde es dunkel vor den Augen, ein eisiger Schweiß brach auf einmal aus allen meinen Gliedern hervor, ich fühlte, wie meine Adern anschwellen und in meinen Schläfen summt und braust es.

Während ich auf meinem Sitz wie schlaftrunken hin und her schwankte, sprach der Greis. So schien es mir wenigstens, und ich glaube mich zu erinnern, daß ich sah, wie seine Lippen sich bewegten, seine Hände gestikulierten und seine Augen leuchteten.

Die Thür hat sich zum zweiten Male geöffnet. Das Streifen der Miegel hat uns aufgeschreckt, mich aus meiner Betäubung, ihn in seiner Rede. Ein Herr im schwarzen Rock, vom Gefängnisdirektor begleitet, trat ein und grüßte mich ehrerbietigst. Dieser Mann hatte im Gesicht etwas Offiziell-Trauriges, wie es die Angestellten bei Leichenbegängnissen haben. Er hielt eine Rolle Papier in der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Erkältung und Abhärtung.

(Schluß.)

Wer sich gegen Erkältung schützen will, muß von dem Grundsatz ausgehen, daß die beste Abwehr der Kälte ist: man soll vor den unheimlichen Klima nur einmal eigenthümlichen Erkältungsbedingungen nicht fliehen, sondern ihnen wohlgerüstet entgegenreten. Leider ist es nicht so leicht, sein Leben nach den einfachen Lehren der Makrobiotik einzurichten, nicht etwa weil sie zu große Anforderungen an die Willenskraft und die Ausdauer stellen, sondern weil ihrer Durchführung oft eine beschränkte wirtschaftliche Lage entgegensteht. Das gilt in erster Linie von der Ernährung und vom Wohnen. Eine gesunde Wohnung soll geräumig, trocken und auch hell sein. Licht und namentlich Sonnenschein sind nicht nur gesund, weil sie die Stimmung heben und Wachstum, Atmung, Ernährung begünstigen, sondern auch, weil sie die stärksten Bakterienfeinde sind. Das hellste Zimmer müßte das Schlafzimmer sein, weil es die reinste Luft enthalten wird und man sich gerade im Schlaf erholt und neue Kräfte sammelt. Von vielen Seiten wird das Schlafen bei offenem Fenster empfohlen. Das ist gewiß häufig zweckmäßig, aber bei manchem städtischen Schlafgemach, das in einem unteren Stockwerk nach einem engen, staubigen, überlieferten Hofe oder nach einer geräuschvollen großstädtischen Straße hinaus gelegen ist, erscheint diese Vorschrift doch unangebracht. Man bedenke nur, wieviel Staub allein Nachts durch die Straßenreinigung aufgewirbelt wird. Kinder, die in dunklen Räumen aufgewachsen, haben häufig jezt ungesunde, zu Erkältungen besonders disponirende

Körpersituation, die unter dem Namen Strophulose auch dem Laien bekannt ist. Wer sich gegen Bitterungseinflüsse schützen will, muß sich gegen sie abhärten. Das heißt aber nicht die Haut unempfindlich gegen Kälte machen, sondern vielmehr sie befähigen, auf jeden thermischen Einfluß kräftig und prompt mit Zusammenziehung oder Erweiterung ihrer Blutgefäße zu antworten. Die Hautblutgefäße verweichtlicher Menschen sind insolge zu warmer Kleidung und durch die warme Stubenluft in einem Zustande dauernder Erweiterung, der eine schnelle und ausreichende Zusammenziehung erschwert. Schwitzt die Haut überdies noch, so kommt zu dem äußeren Kältereiz noch die Abkühlung der Haut durch Verdunstung des Schweißes. Daher sind Leute, die gewohnheitsmäßig in überheizten Räumen weilen, z. B. Bureauarbeiter, Erkältungen stark ausgesetzt. Von frühesten Jugend an soll der Mensch an täglichen, ausgiebigen Luftgenuß gewöhnt werden. Zwar dürfen kleine Kinder bei großer Kälte und starken Winden nicht ins Freie geschickt werden. Doch thun die Mütter meist mit der peinlichen Beobachtung des Thermometers des Guten etwas zu viel. Von größter Wichtigkeit ist es dabei, richtig, d. h. durch die Nase zu atmen. Muß der Mund zur Atmung zu Hülfе genommen werden, so ist das ein Zeichen, daß die Nasenatmung, z. B. bei heftigen Anstrengungen, zu wenig Luft schafft; dann ist Ruhe von Rötten, oder es ist ein Zeichen, daß der Nasenluftweg verlegt ist; dabei kann mir der Arzt helfen. Die Athemluft muß in der vielfach gefalteten und feuchten Nasenschleimhaut gereinigt, gewissermaßen filtrirt, angewärmt und angefeuchtet werden. Der Hals ist möglichst frei zu tragen; Halstücher und Kragenschoner sind rechte Verwöhnungsmittel. Der Kragen soll reichlich weit sein, um nicht Blutstauungen zu verursachen. Hier wird viel gesündigt, ebenso in der Fußbekleidung. Auch sie ist, namentlich bei dem schöneren Geschlechte, viel zu eng, als daß sie dem Blute eine ungehinderte Bewegung und den Füßen genügenden Spielraum gestatten könnte. Wer an kalten, feuchten und dann auch meist zur Schweißbildung neigenden Füßen leidet, soll das besonders beherzigen.

Seit langem beschäftigen sich Berufene und Unberufene mit der Erfindung und Herstellung einer Kleidung, die vor Erkältung schütze, ohne zu verweichtigen. Es giebt keinen Stoff, der für alle Lebenslagen gleichmäßig gesund wäre. Die Haupterfordernisse einer gesunden Kleidung sind, daß sie dem Körper nicht eng und glatt anliege, sondern daß zwischen Körper und Unterkleidung sowie zwischen den einzelnen Kleidungsstücken hinreichend Luft sei, ferner soll sie möglichst viel Luft durchlassen, Feuchtigkeit aber nur wenig und langsam in sich aufnehmen. Die Wolle und der Flaenell haben den Vorzug, daß sie die Wärme langsamer abgeben und den Schweiß langsamer verdunsten lassen als Leinen, Baumwolle oder Seide, dabei aber eine reichlichere Ventilation gestatten. Deshalb eignet sich wollene Kleidung, besonders Unterkleidung, sehr für Personen, die sich bei starker körperlicher Anstrengung häufigem Temperaturwechsel aussetzen, wie Radfahrer, Touristen, aber auch für alte Leute, deren Haut nicht mehr genügend reaktionsfähig ist. Doch dürfen solche Kleider nicht zu dick und nicht zu dicht gewebt sein, besonders nicht, wenn bei hoher Temperatur starke Arbeit geleistet wird. Denn da man dabei ohnehin reichlich Wärme erzeugt und diese durch dicke wollene Kleidung nicht nur nicht abgegeben, sondern sogar aufgespeichert wird, kann man leicht in den sehr schädlichen Zustand übermäßiger Erhitzung geraten. Ueber wollene Unterkleidung ein leinenes Hemd zu tragen, ist widersinnig; das Leinenhemd hindert eben die Verdunstung des Schweißes und die Ventilation. Denen, die über schweißige und kalte Füße zu klagen haben, sind wollene Strümpfe, unter hinreichend weiten, womöglich aus porösem Stoff angefertigten Socken zu tragen, sehr zu empfehlen. Ein widerstandsfähiger Mensch müßte sich unter gewöhnlichen Verhältnissen in jeder vernünftigen Kleidung, in Leinen oder in Wolle, als Kneippianer oder als Jägerianer oder besser noch ohne auf irgend eines Meisters Worte zu schwören, wohl befinden. Dazu kann von Jugend an geübte Abhärtung sehr viel beitragen. Es ist mit der Abhärtung wie mit vielen Idealen; jeder kennt sie, jeder schätzt sie, aber die wenigsten richten sich nach ihnen. Immerhin ist anzuerkennen, daß heute Abhärtung mehr geübt wird als früher. Nur glaube niemand, daß die tägliche Bearbeitung der Haut mit kaltem Wasser das ganze Geheimnis der Abhärtung sei. Das Wasser ist gut dafür, aber nur dann, wenn die sonstigen Forderungen der Gesundheitspflege nicht vernachlässigt werden. Man braucht zur Abhärtung der Haut nicht den großen Apparat einer Wasserheilanstalt. Tägliche Waschungen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser genügen dem Zweck meistens vollkommen. Selbstverständlich kann ein Verweichtlicher oder Schwacher nicht sofort mit Wasser von natürlicher Temperatur anfangen, sondern wird allmählig von gewärmtem (etwa 24 Gradigem) zu kälterem übergehen. Man stelle sich nach dem Aufstehen, nachdem man das Gesicht mit kaltem Wasser benetzt hat, in eine kleine Wanne, die 10 Zentimeter hoch mit Wasser gefüllt ist, und bespüle mit den Händen oder einem Schwamm schnell den ganzen Körper. Rasches und kräftiges Abtrocknen, schnelles Anziehen, wenn nötig, zur Erwärmung ein paar Gänge durch das Zimmer oder ein paar Pantelübungen — und man hat einer Hauptpflicht gegen seine Gesundheit genügt. Auf Schnelligkeit bei und nach der Prozedur kommt viel an, weil die Reaktion und die Beschaglichkeit dann eher eintreten. Diese Art der Abhärtung paßt aber weder für alte Leute noch für Kranke. Ist bei ihnen Abhärtung erwünscht, so muß der Arzt jeweilen besondere Vorschriften angeben. Kalte Wäder und Waschungen der Füße

And nicht nur ein Abhärtungs-, sondern geradezu ein Heilmittel für solche, die an Fußschwellen und kalten Füßen leiden. Besonders ist das, übrigens lange vor Kneipp geübte, zeitweilige Darfußgehen auf feuchtem Boden sehr nützlich, wie es überhaupt kein übles Abhärtungsmittel ist. Die Abhärtung der Haut des Gesichts und der Hände verringert man, soweit es irgend angeht, nicht durch Gebrauch von Schleiern und Handschuhen. Baden im Freien regt nicht nur an und erfrischt, sondern trägt auch viel zur Abhärtung bei.

Bei dem Versuch, Kinder abzuhärten, muß man streng individualisiren: gerade Kinder vertragen, da ihre Haut ja sehr zart, blutreich und empfindlich ist, plötzliche Wärmeentziehungen zuweilen schlecht. Reichlicher Aufenthalt in frischer und reiner, womöglich sonnendurchschienener Luft härtet sie auch ab und ist dabei unbedenklich. Viele geben ein schon angefangenes Abhärtungsverfahren auf, wenn sie sich dabei eine kleine Erkältung zuziehen. Das ist thöricht; denn ein solcher Zwischenfall beweist nichts gegen die Abhärtung überhaupt, sondern spricht nur dafür, daß sie unrichtig angefangen wurde.

Kein Verständiger wird hoffen, vollständig gegen alle Erkältungen gefeit zu sein, weil er sein Leben möglichst hygienisch eingerichtet hat. Das ist schon deshalb unmöglich, weil ja auch die in der Luft verbreiteten Infektionskeime zu ihrer Entstehung beitragen. Sicher aber werden solche Keime in einem abgehärteten, widerstandsfähigen Körper einen ungeeigneten Nährboden finden, und die Krankheit wird einen leichteren Verlauf nehmen. —

Kleines Feuilleton.

—d. Arme Pferde! Sie standen unter der Laterne an der Straßenbahn-Haltestelle. Es war spät in der Nacht. Kein Fuhrwerk war weiter zu sehen, als einige Nachidrofschen, und ganz hinten, wo die Straße eine Biegung machte, das Blinken der elektrischen Lampen eines Straßenbahnwagens. Vom Pflaster stieg eine feine Feuchtigkeit auf, die das Stillstehen nicht erlaubte. So gingen sie denn hin und her, der Hauptmann a. D., seine Frau Gemahlin und ihre beiden Töchter. Dabei waren sie so müde, daß sie beinahe eingeschlafen wären. Es war auch wieder so spät geworden bei Direktors. Aber das waren eben Pflichten.

Die ältere Tochter brach das Schweigen: „Die Hoffschauspielerin Kleemann ist doch eine zu interessante Dame! Wenn man bedenkt, daß sie sich diesen schönen Bestrebungen widmet, trotzdem sie doch auch ganz in ihrer Kunst aufgeht... nein, sie ist wirklich zu bewundern! Mit welcher Begeisterung, welchem Feuer sie sich der geheimnigten und gequälten Geschöpfe annimmt!... Nein, sie hat wirklich ein zu warmes, gutes Herz!... Und für alle Geschöpfe empfindet sie gleich. Für die Vögel, für das Schlachtvieh, für Hunde und Katzen und vor allem für die ausgebeuteten Pferde, für den Adel in der Thierwelt. Ach, es ist wirklich nachahmenswerth, so für das Wohl unserer Mitgeschöpfe zu sorgen und zu schwärmen!“

In ihre nichts sagenden Züge, die schon einen kleinen Stich ins Welle hatten, trat ein schwaches Leuchten der Begeisterung. Die Mutter, die einen Theatermantel trug, dessen Alter durch ihren neuen glänzenden Hut verdeckt werden sollte, aber nur um so greller hervortrat, meinte gleichgiltig: „Ach ja!“ In ihrem Gesicht, das noch Jugend heuchelt wollte, zeigte der scharfe Zug der Ueberfättigung ihr wahres Alter und ihre Begeisterungsunfähigkeit. Sie sah auch gleich wieder fort von ihrer Tochter nach der Straßenbahn, deren Lichter schon deutlicher, heller wurden. Die jüngere Tochter sah ihre Schwester starr an mit ihren müden Augen. Sie verstand garnicht, was ihre Schwester sagte. Ihr liebliches Gesicht vorbeugend, zog sie ihr neues Kleid hoch, damit es nicht beschmutzt werde. Der Hauptmann ging stampfend hin und her. Sein graues, faltiges Gesicht einen Augenblick hebend, sah er sie mit seinen verschwommenen Weinaugen an und brummte vor sich hin.

Die Lichter der Straßenbahn näherten sich und wurden heller und heller.

„Ach!“ sagte die ältere Tochter, vom Bürgersteig nach dem Damm tretend: „diese Elektrische ist doch ein zu großer Fortschritt. Die können doch bequem ein paar Stunden länger fahren als die Pferdebahn. Die armen Pferde mußten sich doch immer zu sehr quälen. Aber für die Leute muß es doch ein Vergnügen sein, noch ein paar Touren zu machen!“ —

— Ueber die afrikanische Steinzeit sprach v. Luschán in der letzten Sitzung der „Anthropologischen Gesellschaft“. Nach einem Bericht der „Voss. Ztg.“ führte er etwa folgendes aus: Aus Urua und Uruandi am Tanganjika sind neuerlich durchlodete Steinflugeln hierhergekommen, die völlig mit den Steinflugeln an den Grabstätten der Bushmänner übereinstimmen. Bekanntlich lodern die Bushmänner die Erde in ihren Pflanzungen mit einem Stode, der am unteren Theile mit einer Steinflugel beschwert ist. Nun haben zwar die Leute von Urua und Uruandi keine Vorstellung von einem derartigen Zwecke jener Flugeln, halten sie vielmehr für geheimnißvolle, vom Himmel herabgefallene Gegenstände; das würde aber nicht hindern anzunehmen, daß sie doch in Ostafrika früher zur Bodenbearbeitung, gerade wie noch jetzt in anderen Theilen Afrika's, benutzt worden sind. Denn in den Wäldern jener Gebiete hausen die Zwergvölker, die den Bushmännern körperlich nahe verwandt sind. Diese Zwerge, jetzt nur von Jagd im Dickicht

des Waldes lebend, haben vielleicht bessere Zeiten gesehen und ihren Acker wie andere Stämme bebaut, ehe sie von stärkeren Leuten vertrieben wurden und in den Wäldern Zuflucht suchen mußten. Danach stößt die Annahme früherer engerer Beziehungen zwischen den Bewohnern Ost- und Westafrika's kaum auf Schwierigkeiten. Weiter berichtet v. Luschán über das massenhafte Vorkommen geschliffener Steinbeile im Togo-Lande. Daß solche Beile an der ganzen Goldküste zu finden sind, war bekannt. Der König von Benin bediente sich eines Steinbeiles, das er in der Hand trägt, wie Jupiter den Blitz, als Zeichen seiner Macht und Würde, und auf den vor einiger Zeit vorgelegten Bronzetafeln aus Benin waren Steinbeile abgebildet. Aber erst Dr. Kersting war es vorbehalten, sie in Togo geradezu haufenweise zu sammeln. Ein Zufall ließ ihn drei Stück in einem Topfe entdecken, den ein Schwarzer in seiner Hütte aufbewahrte. Sobald der Mann merkte, daß sie die Aufmerksamkeit des Besuchers erregten, bot er sie ihm mit auffälligem Eifer an. Es erwies sich, daß die Gegenstände dort als unheilbringend galten und daß der Besitzer froh war, sie auf gute Art loszuwerden. Und kaum hatte sich der Fall herumgesprochen, als auch schon Kersting von allen Seiten Steinbeile angeboten wurden, sodaß er in einer einzigen Woche 786 Stück sammeln konnte. Er mußte sie aber alle selbst abholen; die Schwarzen scheuen sich, sie zu berühren. In Benin schwört man bei solchen Steinbeilen. —

— In den gefährlichsten Seewegen der Neuzeit gehören die Fahrstraßen über den nordatlantischen Ozean. Eine Reihe von Hindernissen vereinigen sich in dieser Meeresgegend, um die Schifffahrt besonders schwierig und gefährlich zu machen. Zu den heftigen Winterstürmen, den dichten Nebeln bei den neufundländischen Bänken und den mächtigen Eisbergen, die der Polarstrom im Sommer von Norden her in die Schifffahrt treibt, gesellt sich die Gefahr des Zusammenstoßens, die von Jahr zu Jahr mit dem stetig wachsenden Seeverkehr zwischen zwei Welttheilen im Zunehmen begriffen ist. Schon in den fünfziger und sechziger Jahren wurden, so lesen wir in der „Zagl. Rundschau“, Versuche und Vorschläge gemacht, um die Gefahren abzumildern; allein die Bemühungen scheiterten an der Uneinigkeit der beteiligten Schifffahrts-Gesellschaften. Erst im Jahre 1891 gelang es, feste Dampferwege zwischen dem Kanal bezw. Irland und der Straße von Gibraltar einerseits, sowie dem Norden von Amerika andererseits zu vereinbaren. Sie wurden in die monatlich erscheinenden „Pilot-Chart's“ des Hydrographic Office zu Washington für den Seegebrauch eingetragen und von den bedeutenderen Postdampfer-Linien, unter ihnen die Hamburg—Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd, angenommen und als bindend anerkannt. Um der Gefahr des Zusammenstoßes von Schiffen vorzubeugen, stellte man zugleich gesonderte Fahrstraßen für die Hin- und Rückfahrt fest und berücksichtigte bei ihrer Ausarbeitung alle diejenigen Verhältnisse, die für die Sicherheit der Schifffahrt belangreich sind. Die auf solche Weise zu stande gekommenen und seit 1891 von den Post- und Schnell dampfern ausschließlich benutzten Dampferwege haben sich gut bewährt, bis in neuester Zeit sich durch die auf dem Gebiete der Ozeanographie und maritimen Meteorologie gemachten Erfahrungen eine Aenderung in der Richtung der Linien als wünschenswerth herausstellte. Neue Verhandlungen haben jetzt dazu geführt, statt der früher vorgeschriebenen Sommer- und Winterwege von halbjähriger Dauer den Eis- und Nebelverhältnissen gemäß viermal im Jahre sich ändernde Wege zu wählen, die für die Zeiträume vom 15. Januar bis 8. April, vom 9. April bis 14. Juni, vom 15. Juni bis 14. Juli und vom 15. Juli bis zum 14. Januar Gültigkeit haben. Zum Theil liegen die neuen Wege etwas südlicher als früher. Der wenig größere Aufwand an Zeit, den sie zu ihrer Durchquerung erfordern, wird indeß vollkommen aufgewogen durch die größere Sicherheit, welche sie bieten. Waren an der ersten Errichtung der Dampferwege nur fünf Rhedereien beteiligt, so hat der im Frühjahr dieses Jahres mit großem Menschenverlust verbundene Untergang der „Vourogone“ den festen Ozeanlinien viele neue Anhänger zugeführt. Als durchgreifend werden die getroffenen Maßregeln sich aber erst dann erweisen, wenn sämtliche Rhedereien, mögen sie Eigenthümer von Fracht- oder Schnell dampfern sein, der Vereinigung sich angeschlossen haben werden. Bisher sind 13 Dampfschiffahrts-Gesellschaften dem Uebereinkommen, die neuen Dampferwege zu benutzen, beigetreten. —

Erziehung und Unterricht.

k. Die Kosten der Volksschulen in Frankreich. Welche Anstrengungen Frankreich auf dem Gebiet des Volksschulwesens gemacht hat, geht deutlich aus dem Anwachsen der Aufwendungen hervor. Wie in den „Pädagogischen Studien“ mitgetheilt wird, gab es im Jahre 1830 überhaupt noch keinen Posten für den Volksschulunterricht im Staatshaushalt. 1864 betrug die Ausgaben 8 Millionen, 1871 ziemlich 11 Millionen, 1887 waren sie auf 173 Millionen und 1895 auf 189 1/2 Millionen gestiegen, wobei die Lehrereminaxe nicht einkalkulirt sind. Damit sind die Aufwendungen aber nicht erschöpft. Für den Bau von Schulhäusern wurde 1878 eine Klasse für Beihilfe und Zuschüsse an Gemeinden geschaffen, deren Anfangskapital von 120 Millionen schon 1885 auf 542 1/2 Millionen erhöht wurde. Diese Summe soll aber noch nicht die Hälfte der von den Gemeinden gemachten Ausgaben erreichen. —

Kulturgeschichtliches.

es. In einer zu Ende des vorigen Jahrhunderts erlassenen Verordnung des Stadtraths von Chur, die dieser Tage wieder aufgefunden wurde, wird verfügt, daß „solche durch eigne schüsfe, stiche, erfäufung oder es sei durch was für eine art entseelte Körper, die that mag aus schwermuth, tollheit, raserei, verzweiflung oder aus was für gründen geschehen seyn, nicht wie andere verstorbene mit den gewohnten ceremonien, sondern ohne solche, zwar mit läuten, wann die verwandte darum ansuchen, aber in einem ungefärbten sarg ohne baartuch in einem winkel des gewohnten freihofs beigelegt werden sollen, damit andere von solcher unglücklicher that abgedrückt werden und damit die, denen derlei schwermüthige, tolle oder rasende personen angehören, ire desto genauere und schuldige aufsiht über sie tragen, sie sicherer verwahren und sich keine schulde wegen irer vernachlässigung zuziehen“.

Volkskunde.

gk. Brandbriefe aus dem Marchfelde, die er selbst vor Jahren in seiner Heimath, Bezirk Maren, gesammelt hat, theilt Dr. Hans Schulowik in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ mit. Gerade im Marchfelde, der Kornkammer Niederösterreichs, ist der „Brandstifter“ fast zu einer stehenden Erscheinung geworden; seit Alters her treibt er hier während der Erntezeit sein Unwesen. Durch Drohbriefe kündigt er sich an, die gewöhnlich als Einblattschreiben erscheinen und rechtlich gefaltet sind. Auf der Adresse ist nicht selten eine Vogelgestalt oder ein Kreuz gezeichnet. Diese Brandbriefe werden meist an belebten Orten, vor Wirthshäusern, Haushüren, bei Dorfbrunnen, Kirchen u. s. w. in auffallender Art, nämlich von einem Steinkreis umgeben, abgesetzt. Triest irgendwo ein Brandbrief ein, so werden sofort Sicherheitsmaßregeln getroffen, der Bauer richtet seinen Brandhaken und Wassereimer unter der Dachtraufe zurecht, die rothe Anshängetafel, auf der für den Nothfall die „Feuervorspann“ gesichert ist, wandert von Thür zu Thür, die große Spritze wird „unter offenem Thor parat“ gestellt und der Nachwächter zu größter Wachsamkeit angehalten. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln will es aber nicht immer gelingen, das Unglück zu verhindern und dem Thäter auf die Spur zu kommen. Oft fallen dem verheerenden Element zwei oder mehrere Objekte nacheinander zum Opfer, und kaum ist die letzte „Strohtriste“ in dem einen Dorf in Flammen aufgegangen, so schreibt ein neuer Brandbrief die Bewohner des Nachbardorfes. Die Brandbriefe, die Schulowik mittheilt, stammen aus den stiebzig Jahren, in denen es zeitweise besonders schlimm war. Da lautet ein solcher Brief: „In dera Woche brint den Protiengayers sein ganzes Gerschl und Gampflwern (Hab und Gut) nieder. Hiats eng, das ans Leschen hilft, demzukunft zint i eng dannisch (ordentlich) under. Der zericht beim fair is, der is, wah a glegt hat. Dös is mein Mad (Muth). Schweggs.“ Oder ein zweiter Brief: „Denan Ungaran (Bewohnern von Ungern) zur Achtung! Geisttragen, Jagts betteler und Arme laitt von Entern Thüren wel. Habts sölber alles derstollen und derungt, Lumpen ös. Drum büäkt is jehunder a. So wird bekommen, damit Ihr es alle wiht und Euch darnach richten könnt. Der Surri und der Burri (Spinnnamen für Vogabunden).“ Im dritten Brief ergeht sich der Schreiber in maßlosen Schmähungen und droht dann: „Ise wor, so wor eh der gohint sein fleglü (der Hahn seine Henne) hat, ise wor werde bis sintag mitternog brott in die Koiten brume. Paß und Huffs (Hunde und Gänse) sulle schrain wie zoci (Wickelkinder), Thert (Satan) sulle mir hölse, dase wor wirt wos i hab vaspöche...“ Die Drohung ging auch am 12. August 1875 in Erfüllung, das Feuer wurde die Ursache eines grenzenlosen Glends.

Völkerkunde.

— Ueber einen merkwürdigen indianischen Telegraphen berichtet der Forschungsreisende Dr. Josb Vach. Er hat ihn vor Kurzem bei den Caturinauu-Indianern gesehen, die in Brasilien unfern der Grenze von Bolivia im Flußgebiet des Amazonenstroms leben. Dieser 106 Köpfe zählende Indianerstamm hat sich, wie das „Archiv für Post und Telegraphie“ mittheilt, in vier getrennten Siedelungen niedergelassen; seine Wohnungen, Malocacs genannt, liegen in einer von Norden nach Süden gehenden graden Linie in Abständen von 1,6 Kilometer. Jede dieser Siedelungen besaß nun folgenden Apparat, dessen Beschäftigung der Hauptling den Reisenden erst nach wiederholter Darbietung von Geschenken erlaubte. In den Erdboden war eine zylinderförmige Grube gegraben und bis zur Hälfte mit fest gestampftem groben Sand gefüllt. Auf der Sandschicht stand in der Mitte ein fast 1 Meter hoher, 40 Zentimeter dicker Palmstamm, in welchem sich an beiden Enden zwei verschieden weite zylindrische Höhlungen befanden, die durch eine nur 12 Zentimeter weite Bohrung mit einander verbunden waren. Die untere Schichtung enthielt in vier Schichten feinen Sand, Holzspähne, Knochensplinter und gestoßenen Glimmer, die obere in drei Schichten Leder, Holz und Kauschul, während die mittlere enge Höhlung leer war. In den Holzstamm herum hatte man die Grube mit Stücken von Holz, ungederbtem Leder und verschiedenen Harzen gefüllt, und sie in Höhe der Erdoberfläche mit einer Kauschulplatte abgedeckt. Dieser eine Art Trommel darstellende, von den Indianern Cambarhu genannte Apparat, diente sowohl zum Geben als zum

Empfangen von Signalen. In ihm gehörte ein hölzerner Klöppel, dessen zehn Zentimeter dicker Knopf mit einer fünf Zentimeter starken Lage von Kauschul und rohem Leder überzogen war. Die Verbindung zwischen den einzelnen Apparaten wurde lediglich durch den Erdboden hergestellt. Der Hauptling gab dem Reisenden eine Probe von der Wirkungsweise seines Telegraphen, indem er die nächste 1,6 Kilometer entfernte Station anrief, wobei er mit dem Klöppel zweimal auf den Cambarhu schlug. Als bald erscholl als Antwort ein dumpfer Ton, der von einem Schlag auf den Apparat der gerufenen Station herrißte. Darauf entspann sich eine lange Unterhaltung mittels verabredeter Signale von ähnlicher Art, wie sie etwa der Morjelloffer liefert. Der Inhalt des Ferngesprächs blieb natürlich den Reisenden unverständlich, soweit er nicht aus dem lebhaftesten Mienenpiel der Indianer zu entnehmen war. Was aber das Erstaunen des Dr. Vach am meisten erregte, war der Umstand, daß man das Geräusch der Schläge außerhalb der Malocca am Abgangsort selbst in größter Nähe nur schwer zu hören vermochte, während der Apparat auf der Empfangsstation die Signale klar und deutlich zur Wahrnehmung brachte. Es handelte sich demnach um einen akustischen Telegraphen, bei dem die durch Anschlagen des Gebers erzeugten Schallwellen nicht durch die Luft, sondern durch den Erdboden fortgepflanzt werden.

Geologisches.

— In der Stadt Wels in Oberösterreich hat man seit etwa 7 Jahren Bohrungen nach brennbaren Naturgasen veranstaltet. Bei einer Tiefbohrung nach Wasser entströmte mit dem erhohrten Wasser dem Bohrloch eine bedeutende Menge brennbaren Gases, das zu Heizungs- und Beleuchtungszwecken verwendet werden konnte. Andere Bohrungen folgten, so daß sich heute in diesem Gebiete eine beträchtliche Zahl von Gasquellen findet. Wie der „Prometheus“ mittheilt, besteht das Gas der Hauptmenge nach aus Methan, die Gasquellen liegen fast sämmtlich auf der sogenannten „Besser Haide“. Bei der Herstellung der Bohrlöcher stößt man nach Durchsenkung einer nur wenig Meter dicken Schotterdicht auf eine mächtige Schichtenfolge von Schlier, einer miocänen Ablagerung blaugrauen, mergeligen und sandigen, glimmerhaltigen Thones. Dieses weiche Gestein, welches den Bohrwerkzeugen geringen Widerstand entgegensetzt und dennoch genügende Festigkeit besitzt, um eine Verrohrung der Bohrlöcher erforderlich zu machen, bildet eine gas- und wasserdichte Dede, nach deren Durchbohrung in ungefähr 180 Meter Tiefe die Gas- und Wasser führende Schicht angetroffen wird. Das durch den Gasdruck oft geisterartig herausgeschleuderte Wasser enthält Chlor- und Jodalkalien und entpricht daher höchstwahrscheinlich dem der Heilquellen von Hall in Oberösterreich. Die Menge des gewonnenen Gases ist bedeutend, die Verwendung desselben heute schon sehr mannigfach.

Humoristisches.

— Stolz. Kaufmann: „Wie, Sie junger Mann wollen mir altem Hause Lehre geben? ... Ich habe schon Konkurs gemacht, als Sie noch gar nicht auf der Welt waren!“
 — Deutliche Definition. Frize: „Du, da lese id immer von nominell im effektiv. Wat hecht denn det eijentlich?“
 Ede: „Det is sehr einfach: Wenn id zu Dir sage, Du bist 'n Schaflopp, det is nominell, det Du aber teuer bist, det is effektiv.“
 — Nach Laris. Hubelbäuerin: „I mecht a scheen bitten um a Leichenred' für mein verstorbenen Mann; was solls denn lusten, Herr Pfarrer?“
 Pastor: „Je nachdem, liebe Frau; zwanzig Mark, fünf- undzwanzig Mark. Von dreißig Mark aufwärts fang ich an mit der Stimme zu zittern.“ (Lust. W.)

Notizen.

— Otto Erich Hartleben hat eine Charakterkomödie in drei Akten, „Ein wahrhaft guter Mensch“ betitelt, geschrieben.
 — In Ofen ist der ungarische Historienmaler Joseph Molnar am 9. Februar im 78. Lebensjahr gestorben.
 — ar. Der im April v. J. in Leipzig verstorbene Komponist Goubh hat der Berliner Akademie der Künste 10 000 M. hinterlassen, deren Erträge alljährlich als außerordentliche Unterstützung an einen armen Musiker, vornehmlich an ein Mitglied eines Orchesters, gegeben werden sollen.
 — Das städtische Archiv in Dortmund ist um einen werthvollen Schatz bereichert worden; eine alte Handschrift des Dortmund Rechts, die kürzlich im Arnsbergischen in einer Kiste unter altem Gerümpel gefunden worden ist. Es handelt sich um Folgendes: Der Ordenshochmeister Anno von Sangerhausen beabsichtigte 1202, im Verein mit dem Bischof von Kurland an der Memel eine Stadt zu gründen, die Neu-Dortmund heißen sollte. Er forderte das Dortmunder Recht hierfür ein. Von dem Antwortschreiben der Stadt ist ein Exemplar vorhanden.
 — ar. Die diesmalige Jahresversammlung der deutschen Frenärzte wird nach Beschluß des Vorstandes am 21. und 22. April in Halle stattfinden.
 — Als der Grazer Stadtrath unlängst die Stadt-Theater verpachtete, forderte er von den Bewerberin als Hauptbedingung den Nachweis „ältester Abstammung“.